

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in
Honduras

vom 08. Juli bis 20. August 2004

Fairer Handel und die Kaffee-Kleinbauern Eine Untersuchung in Honduras

Von Oliver Scheel

Honduras, vom 08. Juli bis 20. August 2004



Inhalt

1. Zur Person	494
2. Leben auf einer Kaffee-Finca	494
3. Kaffee und Honduras – eine Liaison auf Leben und Tod	495
4. Von der Bananenrepublik zum Kaffeeland	496
5. Mitch – der unbeliebteste Name in Honduras	498
6. Die Kaffeekrise	499
7. Was bringt der Faire Handel?	500
8. Die Invasion der Kojoten	501
9. Der Mann, der die Fäden zieht	502
10. Den ersten Multi im Kaffeesack: Tchibo	503
11. Die Powerfrau aus Quiraguira	504
12. Die große Errungenschaft von COAQUIL	507
13. Beim Präsidenten von COAQUIL	508
14. Von einfachen Leuten und Tausendsassas	509
15. Private Initiativen – ICADE und die Rainforest Alliance	512
16. Fazit	514
17. Dank	516

1. Zur Person

Geboren wurde ich als 5. und letztes Kind meiner Eltern am ersten Weihnachtsfeiertag des Jahres 1974 in Fulda. Erste schriftstellerische Werke datieren aus dem Jahr 1982, aber erst 1996 verdiente ich bei RTL in Köln mein erstes Geld damit. 1999 folgte der Wechsel in die Internet-Redaktion von RTL New Media, wo ich als Sportredakteur vor allem in den Bereichen Radsport, Fußball und Biathlon arbeitete. 2003 beendete ich mein parallel laufendes Studium und seitdem arbeite ich als Freier Journalist in den Bereichen Skispringen, Radsport und Reise.

2. Einführung – Leben auf einer Kaffee-Finca

„Komm rein, das ist mein Haus, willst du eine Banane?“ So begrüßt mich Isauro Dominguez Melgar, 34 Jahre alt und Kaffeebauer im Hochland von Honduras. Isauro lebt mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in einem winzigen Haus in San Nicolas, einem kleinen Bergdorf unweit der Grenze zu El Salvador. Die Zimmer sind nur durch Vorhänge voneinander getrennt, eigentlich leben die vier in einem einzigen Raum. „Tja, so ist das hier oben“, sagt Isauro und grinst, „aber es ist okay, ich kenne es nicht anders.“

Strom gibt es nicht in dem Dorf, das auf 1.700 Metern Höhe liegt. Abends werden Kerzen und Öllampen angezündet. Ein Leben als Kaffeebauer bedeutet, dass man auf jeglichen Luxus, der uns Europäern selbstverständlich erscheint, verzichten muss. Fließendes Wasser? Nein, woher? Für die atemberaubende Natur hat Isauro ebenfalls keinen Blick übrig, während ich geradezu ins Schwärmen gerate. Endlose Wälder erstrecken sich über die sanfte Hügellandschaft, die Sonne scheint, die Temperaturen sind ideal. „Ja, es ist ganz schön hier“, sagt er endlich. Doch es geht für Isauro nicht um Landschaft, Strom oder fließendes Wasser, es geht ums tägliche Brot. Und das versucht er sich seit zehn Jahren durch den Anbau von organischem Kaffee zu verdienen.

Es ist ein entbehrungsreiches Leben als Kaffeebauer. Und wenn Isauro nicht neben Kaffee noch andere Produkte zum Eigenkonsum anbauen würde, wäre er sicher schon nicht mehr hier. Viele Kaffeebauern haben aufgegeben, seit die Kaffeekrise 1997 einsetzte. Sie zogen in die Städte, wo sie für drei Dollar am Tag als Bauarbeiter oder Hilfskraft anheuerteten. Aber das kann Isauro sich nicht vorstellen. „Ich habe doch hier meine Freunde“, sagt er, „was soll ich in der Stadt?“

Vor elf Jahren gründete sich in seinem Dorf die Kaffee-Kooperative CARSBIL, der sich Isauro sehr bald anschloss. Eine Kooperative ist ein Zusammenschluss von Bauern, die ihre Produkte gemeinsam auf den Markt bringen. Normalerweise arbeitet ein Kaffeebauer allein. Er versucht seine Ernte zu einem möglichst hohen Preis abzustoßen, aber das funktioniert normalerweise nicht. Die Bauern haben keine Ahnung von Weltmarktpreisen und kennen die gnadenlosen Gesetze des Handels nicht. Der Zwischenhändler, der den Bauern den Kaffee abnimmt, diktiert den Preis und dem Bauern sind die Hände gebunden.

In den 80er Jahren begann im Zuge eines gesteigerten Umweltbewusstseins in Europa und in den USA der Verkauf von organischen Produkten. Dieser so genannte „Faire Handel“ sollte zudem die Produzenten in den Dritte-Welt-Staaten gerechter entlohnen. Zentralamerika gilt dabei als die „Wiege des Fairen Handels“, hier wurden die ersten Gehversuche gemacht, Produkte fair zu handeln. Im Hochland von Honduras leben auch die Bauern, die als erste ihren Kaffee organisch wachsen ließen, also ohne die Zugabe von Insektiziden und Pestiziden.

Auch Isauro und die Bauern seiner Kooperative bauen mittlerweile zum großen Teil organische Produkte an, die sie zu einem höheren Preis auf den Markt werfen können. Doch was auf den ersten Blick einfach und logisch klingt, das hat sich in der Realität als Spießrutenlauf mit schier unüberwindbaren Hindernissen erwiesen. Bevor das Leben eines-Kaffeebauern, sein Tagesablauf und seine Probleme samt deren Lösungsansätzen angesprochen werden, ist einiges Grundsätzliches über Kaffee und Honduras zu erzählen.

3. Kaffee und Honduras – eine Liaison auf Leben und Tod

Spätestens seit den 60er Jahren ist der Kaffee in Honduras ein Politikum. Er wurde sogar zum Auslöser eines Krieges, der als Fußball-Krieg in die Geschichtsbücher einging. Aus dem überbevölkerten El Salvador waren in den 50er und 60er Jahren viele Bauern über die grüne Grenze in das kaum bevölkerte Honduras gewandert und bauten dort ihre Subsistenzwirtschaften auf. Diese Migration nach Honduras ging für die honduranische Bevölkerung und deren Regierung unbemerkt vonstatten. Denn die ausgewanderten El Salvadorianer hatten sich im weitgehend unbevölkerten Bergland niedergelassen.

Erst als der Kaffee-Export zu einem unverzichtbaren und stets wichtiger werdenden Importgut wurde, kam diese Landnahme langsam ans Tageslicht. In immer höhere Regionen drängten die Bauern mit ihren Kaffeepflanzen, die

auch in einer Höhe von bis zu 2.000 Metern noch gedeihen. Zu ihrer großen Überraschung trafen die Bauern in den hoch gelegenen Regionen auf die eingewanderten El Salvadorianer. Der Aufschrei war groß in Honduras, die Regierungen von El Salvador und Honduras gingen auf Konfrontationskurs. Honduras begann mit einer Rückvertreibung, die das überbevölkerte El Salvador mit allen Mitteln verhindern wollte.

In diesen Juni-Tagen des Jahres 1969 sollten sich die beiden Mannschaften zu einem WM-Qualifikationsspiel für die Fußball-Weltmeisterschaft in Mexiko 1970 treffen. Das erste Spiel gewann Honduras 1:0. Beim Rückspiel in San Salvador eskalierte die Situation. Anstatt die honduranische Fahne zu hissen, wurde ein Lumpen aufgezogen und nach der Partie, die 3:0 für El Salvador endete, starben bei Straßenschlachten zwei honduranische Fans und Dutzende wurden krankenhausreif geschlagen. Die honduranische Mannschaft musste von Militärs zum Flughafen geleitet werden. Am 14. Juli 1969 marschierte die Armee El Salvadors in Honduras ein, bombardierte Teile des Landes und forderte ein Bleiberecht für die eingewanderten El Salvadorianer. Rasch zeichnete sich eine Niederlage der honduranischen Streitkräfte ab, es griff die Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) ein, die mit Sanktionsdrohungen gegen El Salvador das Ende der Kampfhandlungen erzwang. Schon am 18. Juli wurden die Kämpfe eingestellt, am 4. August verließ der letzte el salvadorianische Soldat das Land. Dennoch hat der Fußball-Krieg etwa 3.000 Menschen das Leben gekostet.

4. Von der Bananenrepublik zum Kaffeeland

Honduras war einst eine klassische Bananenrepublik. In den 1860er Jahren begann der Export von Bananen, zuerst von der Insel Roatan, später von der gesamten karibischen Küstenregion. Die „Gringos“, die Nordamerikaner witterten das große Geschäft und kauften so viel Land wie nur möglich. Die United Fruit Company (heute Chiquita) mit Sitz in Tela und die Standard Fruit Company (heute Dole) in La Ceiba kontrollierten sehr bald Land und Handel. Sie schreckten auch nicht davor zurück, eine den Amerikanern freundlich gewogene Regierung einzusetzen. 1899 begannen der Bananenboom und zeitgleich auch die Militärintervention der USA. Honduras wurde zum Prototyp der Bananenrepublik. Von 1925 bis 1939 machten Bananen 88 % des gesamten Exports aus. Bis nach dem zweiten Weltkrieg gehörten 60 % des Landes den Fruchtgiganten aus den Vereinigten Staaten. Freilich machen weniger die honduranische Regierung oder gar die Bevölkerung das Geschäft, sondern die Unternehmen aus den USA. Auch das Engagement in Sachen Ausbau der Infrastruktur kam mehr den

Unternehmen als dem Land zugute. Die dringend benötigte Straße von der Küste nach Tegucigalpa wurde trotz vieler Versprechen nicht verwirklicht, weil sie nicht wichtig für die Wege der Banane war.

Doch die Toleranz der Hondureños hatte ihre Grenzen. 1954 kam es zum großen Bananen-Streik. Dieser Aufstand war der erste in der Geschichte der Arbeiterbewegung von Honduras, der nicht sofort von den US-Militärs niedergeschlagen wurde. Am 1. Mai, dem Tag der Arbeit, begann der Streik, an dem sich 40.000 Arbeiter beteiligten. Gewerkschaftliche Rechte und soziale Verbesserungen setzten die „trabajeros“ mit ihrer Aktion durch. 1976 wurde den Bananengesellschaften schließlich die Nutzung für Böden und Häfen entzogen. Aber immer noch zählt die Banane zu den Hauptexportgütern des Landes und Chiquita und Dole zu den größten Handelsgiganten im Land.

Parallel zu der Entwicklung der Arbeiterbewegung begann der Kaffee-Boom, der für Honduras ein neues Standbein im Export bedeutete. Honduras ist wie gemacht für Kaffeeanbau. Fast 50 % des Landes liegen auf einer Höhe von über 1.000 Metern, daher nennen die Zentralamerikaner das Land auch das „Tibet von Lateinamerika“. Das Klima im Hochland ist ideal für Kaffee und so versuchten sich tausende Kleinbauern mit dem Anbau der Pflanze, die ein klein wenig Reichtum versprach. Das Geschäft lief zunächst auch nicht schlecht, die Preise blieben einigermaßen stabil.

Mitte der 90er Jahre war Kaffee dann erstmals das wichtigste Exportgut des Landes. 1998, im Jahr des Hurrikans Mitch, wurde Kaffee im Wert von 429,8 Millionen Dollar exportiert. 2000 waren es, nachdem die enormen Sturmschäden wenigstens teilweise beseitigt waren, schon wieder 340,6 Millionen US-Dollar. Dies entspricht etwa 26 % des gesamten Exportes. In ganz Zentralamerika spielt der Kaffeeanbau eine tragende Rolle in der Wirtschaft, aber nur in Nicaragua erreicht er die Dimensionen wie in Honduras. Ganze Regionen stehen unter dem Stern des Kaffees, das Hochland entlang der el salvadorianischen Grenze und parallel zur Grenze nach Guatemala ist ausgemachtes „Kaffeeland“. Hier leben die „Lenca“, eine ethnische Minderheit, die sich dem Anbau von Kaffee verschrieben hat. Über die Jahre wurden sie zu echten Kaffeexperten und man sagt heute, im Hochland der „Lenca“ wachse der vielleicht beste Kaffee der Welt. Dennoch haben es die Kaffeebauern nicht vermocht, zu einem bescheidenen Wohlstand zu gelangen. Die Gründe dafür mögen vielfältig sein. Weder die große Politik kümmert sich um das Wohl der Bauern, noch legen die Kaffee-Konsortien Wert darauf, dass es den Produzenten gut geht. Aber die wohl gewichtigsten Gründe liegen in der Talfahrt des Kaffeepreises und der Kleinigkeit eines Naturereignisses.

5. Mitch – der unbeliebteste Name in ganz Honduras

Sie werden keinen Hondureño finden, der sein Kind Mitch nennt. Denn „Mitch“, das war die schlimmste Heimsuchung, die Honduras seit der Kolonialisierung über sich ergehen lassen musste. Es war im Herbst 1998, als sich über der Karibik ein Sturm zusammenbraute, der mit atemberaubender Geschwindigkeit auf Zentralamerika zusteuerte.

Der Hurrikan fegte über die gesamte Region hinweg, Honduras lag genau in der Schneise der Verwüstung. Die Zerstörung erreichte ein ungeahntes Ausmaß: 7.000 Menschen verloren ihr Leben, 2.000 Schulen wurden zerstört, etwa 70 % der Kaffee- und Bananenernte waren vernichtet, der wirtschaftliche Schaden belief sich auf etwa 3 Milliarden Dollar.

Der Hurrikan traf das Land in einer Phase des Aufschwungs. Exportierte Honduras 1998 noch Bananen im Wert von 219,6 Millionen Dollar, waren es 1999 gerade einmal 38,1 Millionen. Kaffee sackte von 429,8 Millionen US-Dollar 1998 auf 256,1 Mio. ein Jahr später. Einzig der Export von Holz stieg in dieser Zeit an. Kein Wunder, man musste es ja nur noch auf die LKW verladen. Der Schaden warf Honduras zurück bis an den Rand der Zahlungsunfähigkeit. Der Pariser Club setzte den Schuldendienst für drei Jahre aus, eine Welle der Hilfsbereitschaft erreichte das Land. Eine nicht für möglich gehaltene Solidarität machte sich in der Bevölkerung breit, jeder half jedem. Das Ausland spendete Milliarden für den Wiederaufbau. So wurde bereits im Jahr 2001 wieder das wirtschaftliche Niveau von 1998 erreicht.

Die Bauern spürten von der internationalen Welle der Hilfe allerdings recht wenig. „Auch uns hat der Hurrikan berührt. Die Ernte war hin. Ganze Wälder waren einfach weg. Aber von der Regierung kam kaum etwas. Die interessieren sich nicht für die Bauern“, erzählt Tomasa Angelica Portillo, eine Kaffeebäuerin der Kooperative COAQUIL, bei der ich mehrere Tage zu Gast war. Die beiden großen Parteien im Land, die Partido Nacional (PN) und die Partido Liberal (PL) entstammen aus dem Großbürgertum und wechseln sich in schöner Regelmäßigkeit mit dem Regieren ab. Repräsentativ für die Bevölkerung sind sie allerdings nicht. Vielmehr setzen sich diese beiden Parteien für ein freies Unternehmertum ein, von dem weniger die Hondureños als vielmehr die ausländischen Konsortien profitieren. „Es gibt niemanden, der sich für die Belange der Bauern einsetzt. Wir müssen selbst sehen, wie wir überleben“, sagt Tomasa. Und genau dies ist auch der Grund für die hohe Zahl der Subsistenzwirtschaften in Honduras. Die Bauern produzieren also für den Markt und für sich selbst. Dieses Prozedere ist nicht neu für die Bauern, allerdings setzte fast zeitgleich mit dem Hurrikan Mitch ein Preisverfall des Kaffees ein, der die „campesinos“ in ihrer Existenz bedrängt.

6. Die Kaffeekrise

Kurz bevor im Herbst 1998 der katastrophale Hurrikan Mitch über Honduras zog, begann in der New Yorker Börse der Kaffeepreis seine Talfahrt, die bis heute nicht endete. Zu viel Kaffee wird weltweit produziert und seitdem Vietnam seinen Markt geöffnet hat, hat die Kaffeeschwemme dramatische Auswirkungen angenommen. So ist der Preis auf den tiefsten Stand seit 1973 gefallen, viele Bauern mussten ihre kleinen Parzellen verlassen oder etwas anderes anbauen.

Doch ohne den Kaffee kann die Wirtschaft des 7-Millionen-Volkes nicht überleben. Deshalb trifft die derzeitige Krise das Land auch mit aller Macht. Durch verbesserte Anbaumethoden und einer groß angelegten Anbauaktion in Brasilien, dem Kaffee-Produzenten Nummer eins in der Welt, entstand ein Kaffeeberg, den auch die emsigsten Kaffeetrinker dieser Welt nicht zu verkleinern in der Lage waren. Man konnte fast zuschauen, wie der Preis an den Börsen fiel.

Die Chancen, dass der Preis wieder steigt, stehen schlecht. Die Bauern stecken in einem Teufelskreis: Denn sie versuchen durch ein Steigern der Produktion die Einnahme-Ausfälle zu kompensieren. Das führt aber lediglich dazu, dass noch mehr Kaffee auf den ohnehin schon übersättigten Markt geworfen wird und der Preis noch weiter fällt. Zudem wurde ein von vielen Unterzeichnerstaaten vereinbarter Rückhalteplan nicht eingehalten.

Eine Antwort auf die Kaffeekrise zu finden, fällt momentan sehr schwer. Doch der Faire Handel bietet eine Möglichkeit, der größten Armut zu entkommen. In der Region um das Bergstädtchen Marcala im Distrikt La Paz nahm der Anbau von organischem Kaffee Ende der 80er Jahre seinen Anfang. Mehr aus Umweltbewusstsein als aus ökonomischen Gründen begannen die Bauern dort, ihren Kaffee ohne die Zugabe von Insektiziden und Pestiziden wachsen zu lassen. „Und was haben sie erreicht?“, fragt Jan Rogge, Programm-Koordinator des Deutschen Entwicklungsdienstes DED in der Hauptstadt Tegucigalpa. Er gibt sich die Antwort selbst: „Sie haben die Kaffeekrise überstanden.“ All diese Bauern, die auf organischen Kaffee umgestellt haben, sind immer noch dabei, auch wenn es ihnen nicht besser geht als früher.“ Viele andere mussten hingegen aufgeben und sind in die Städte gezogen.

Kann der Faire Handel also dazu beitragen, dass die Bauern in eine sichere Zukunft steuern?

7. Was bringt der Faire Handel?

„Der Faire Handel gibt uns Sicherheit.“ Das sagen nahezu alle Bauern, die man nach dem größten Vorteil des „mercado justo“ fragt. Ob Angel Augusto in San Nicolas, Miguel in San Juan oder Pedro in Quiraguira – für die Kaffeebauern bedeutet die Teilnahme an einer Kooperative ein Mehr an Sicherheit. Früher, als die Bauern alleine arbeiteten, hatten sie keine Garantie, dass sie ihren Kaffee überhaupt verkauft bekommen. Ganz zu schweigen vom Preis, den die Zwischenhändler, die so genannten Kojoten, den Produzenten diktierten. Heute wissen sie wenigstens, dass sie ihren Kaffee zu einem fixen Preis verkaufen können.

„Die Bauern, die alleine arbeiten, sind einzig und allein auf den Kojoten angewiesen“, erzählt José Ramón Molina, der Geschäftsführer von LIDER‘S, einem Zusammenschluss von 13 Kooperativen in Honduras. „Sie wissen nichts vom Preis auf dem Weltmarkt und sind dem Kojoten ausgeliefert. Wenn die Bauern mit uns zusammen arbeiten, erhalten sie einen stabilen Preis und werden über die Situation auf dem Weltmarkt aufgeklärt“, so Molina weiter.

Die Kooperativen, die von zahlreichen Initiativen in Europa und Nordamerika unterstützt werden, versuchen den Bauern Garantien für ihre Produkte zu geben. Dies ist dann möglich, wenn es genug Käufer in den Industrienationen gibt. Das heißt, es muss genug Geld eingenommen werden, sonst können auch die Initiativen keine Preise, die die Produktionskosten übersteigen, garantieren.

Derzeit erhält ein Bauer für ein Quintal, das sind 64,5 kg, chemischen Kaffee 81 US-Dollar. Wenn er seinen chemischen Kaffee über den Fairen Handel abstoßen kann, bekommt er 124 US-Dollar für einen Quintal. Und wenn der Bauer organischen Kaffee anbaut, dann bekommt er dafür 141 US-Dollar für den Sack Kaffee. Zwar bedeutet der Anbau von organischem Kaffee einen Mehraufwand für den Bauern, aber die Arbeit lohnt sich.

Schon seit den 70er Jahren gibt es Initiativen, die sich für eine gerechtere Politik zugunsten der Bauern in der Dritten Welt einsetzen. Die „Weltläden“, ehemals bekannt unter dem Namen „Dritte-Welt-Laden“, waren die Vorreiter in Europa. In den 80er Jahren entstanden in vielen europäischen Ländern sowie in Japan, den USA und Kanada viele Initiativen, die den Bauern zu einer menschenwürdigen Existenz verhelfen wollten. Mittlerweile haben sich die europäischen Initiativen unter der von ihnen gegründeten Dachorganisation FLO (Fairtrade Labelling Organisation) zusammengeschlossen. Außer Kaffee werden nun auch schon Produkte wie Bananen, Säfte, Tee, Schokolade, Kakao und sogar Fußbälle fair gehandelt. In Deutschland können wir bereits in mehr als 22.000 Supermärkten und Weltläden fair gehandelte Produkte kaufen.

Egal, welche Ware fair gehandelt wird, die Ziele sind die gleichen. Kinderarbeit soll ausgeschaltet werden, die Rechte der Frauen sollen gestärkt werden, der Anbau muss nachhaltig, das heißt ökologisch einwandfrei sein. Im Gegenzug dazu erhalten die Produzenten einen stabilen Preis. Außerdem werden langfristige Beziehungen zu den Kooperativen angestrebt, die dann die von den Bauern ersehnte Sicherheit bringen.

Eine weitere äußerst interessante Aufgabe der Kaffee-Kooperativen ist es, die so genannten Kojoten aus dem Handel fernzuhalten.

8. „Die Invasion der Kojoten“

Schlägt man im Lexikon nach, was ein Kojote ist, dann steht dort: „Ein in der Lebensweise dem Wolf ähnelnder Prähiedhund des westlichen Nordamerikas.“ Was hat also ein Kojote im Kaffeegeschäft zu suchen? In Mittelamerika ist ein Kojote ein „windiger Hund“. Die Geldwechsler werden beispielsweise Kojoten genannt. Sie sind nicht für ihre feine Art zu handeln bekannt. Und auch im Kaffeehandel gibt es den Kojoten. Er ist der Zwischenhändler. Auf diesen sind die Bauern angewiesen, wenn sie individuell, also ohne einer Kooperative anzugehören, arbeiten.

Die Kojoten kommen zu den Bauern und nehmen ihnen den Kaffee ab. Mit ihren großen Lieferwagen bringen sie die Ware dann zu den Global Playern in die Verladehäfen nach Puerto Cortes oder Puerto Castilla. Kojoten haben erstklassige Kontakte zu den Kaffeemultis und bestimmen bei den Bauern den Preis. Sie fungieren als ein verlängerter Arm der Kaffeeröster. Die Bauern wissen zwar, dass sie zu wenig Geld für ihren Kaffee bekommen, doch haben sie weder Zeit noch Equipment oder finanzielle Möglichkeiten, ihren Kaffee selbst an die großen Kaffeeröster zu verkaufen.

Der Faire Handel bietet hier eine Alternative. Denn die Kooperative ersetzt den Kojoten, in dem sie den Bauern den Kaffee abnimmt. Wenn genügend Erlöse aus dem Fairen Handel vorhanden sind, bekommen die Produzenten einen garantierten Preis, der wenigstens die Produktionskosten übersteigt. „Leider ist es unmöglich, die Kojoten ganz auszuschalten. Sie haben Top-Kontakte zu den Röstern. Und sie verhandeln den Preis, den sie von den Unternehmen genannt bekommen. Nichts anderes. Da heißt es für viele Bauern: Friss oder stirb!“, sagt Thomas Lorenzo, Präsident der Kooperative COAQUIL. Seine Kooperative kann den Bauern nicht immer einen besseren Preis garantieren, denn sie steht bei den Banken selbst in der Kreide. „Die Kojoten kümmern sich nicht um das Wohl der Bauern. Sie sind knallharte Geschäftsmänner und arbeiten im Dienst der großen Multis“, sagt Lorenzo und zuckt mit den Achseln.

Felipe Nery Vasquez, Präsident von CARSBIL im Hochland an der el salvadorianischen Grenze spricht gar von einer „Invasion der Kojoten“. In jedem Dorf leben sie, viele Bauern arbeiten immer noch mit den Zwischenhändlern zusammen. Sie haben Geld, gute Ausrüstung und ein Händchen für ein gutes Geschäft. „Uns fehlen Fahrzeuge, die Kojoten sind gut organisiert, arbeiten flott. Da können wir nur schwer mithalten“, beklagt sich Vasquez.

Jose Ramon Molina spricht von einem Netz, das die Zwischenhändler sich aufgebaut haben. „Ihre Arbeit basiert auf den engen Geschäftsbeziehungen zu den Kaffeegesellschaften, über die wir nicht verfügen. Die Kojoten sind die Exekutive der Konzerne. Wir wollen Alternativen für die Bauern schaffen“, sagt Molina, Geschäftsführer von LIDER'S, einem Zusammenschluss von 13 Kooperativen in Honduras. „Wir arbeiten transparent, das ist ein ganz anderes Geschäft. Die Kojoten arbeiten für ihren eigenen Vorteil, wir für den der Bauern“, erklärt Molina und verrät sein Nahziel: „Wir müssen sowohl die Bauern als auch die Konzerne davon überzeugen, dass unser Konzept das bessere ist.“

9. Der Mann, der die Fäden zieht

Die Schaltzentrale der honduranischen Kooperativen liegt fernab der Hauptstadt. Vier Stunden Fahrt muss man schon auf sich nehmen, um den Koordinator der Kooperativen zu treffen. In La Esperanza im Department Intibuca hat Jose Ramon Molina sein Quartier aufgeschlagen. Dafür, dass hier die Fäden von 13 Kooperativen und mehreren privaten Initiativen zusammenlaufen, ist das Büro nicht sonderlich groß. Zwei Mitarbeiterinnen helfen Molina bei Buchhaltung und Kundenkommunikation. Aber es ist immer was los und der kleine Konferenzraum ist oft mehrmals am Tag belegt. Das Büro liegt nicht umsonst in La Esperanza. Die Gegend, in der sich Ende der 60er Jahre der Fußball-Krieg zwischen El Salvador und Honduras entzündete, ist klassisches Kaffeeland. Viele Kooperativen liegen nur 40 bis 60 Kilometer entfernt, das bedeutet zwischen einer und zwei Stunden Fahrt.

Täglich empfängt Molina Mitglieder der Kooperativen, er lädt zu Treffen ein und arbeitet mit den anderen Präsidenten der einzelnen Kooperativen neue Strategien aus. Molina ist ein erfahrener und gebildeter Mann. Seit vielen Jahren arbeitet er im Kaffeegeschäft. Und dank seines souveränen und sympathischen Auftretens gilt er als idealer Repräsentant für die Kooperativen. Mehrmals war er schon in Europa, Paris und Berlin kennt er genauso wie London und Amsterdam. Vor zwei Jahren war er zuletzt in

Deutschland und da wurde ihm die große Ehre zuteil, von Bundespräsident Johannes Rau im Schloss Bellevue empfangen zu werden. In seinem Büro hängt ein Foto, auf dem Rau dem Gast aus Honduras ein Geschenk überreicht. Neben Molina stehen einige deutsche Delegationsmitglieder in feinem Zwirn. Molina selbst trägt eine Jeans und ein blau-rot-kariertes Hemd. Auch zur Bundesministerin für wirtschaftliche Entwicklung und Zusammenarbeit, Heidemarie Wieczorek-Zeul, hat er persönlichen Kontakt, auch wenn er es tunlichst vermeidet, ihren Namen auszusprechen.

Molina ist äußerst interessiert an meiner Arbeit und stellt mir schon beim ersten Treffen eine Art „Stundenplan“ zusammen, wann ich wie zu welcher Kooperative kommen kann. „Es ist wichtig, dass ihr in Europa einen Begriff von dem bekommt, was bei den Produzenten vor sich geht. All das ist euch noch zu unbekannt.“ Ich sage, dass das sicher auch an dem ziemlich hohen Preis liegt, den man in Deutschland für ein Pfund fair gehandelten Kaffee bezahlen muss. „Ja, das stimmt, die Produkte sind nicht billig. Aber sie sind gut. Und es werden immer mehr, die unsere Produkte kaufen und wir werden weitere Produkte auf den Markt bringen, die wir fair handeln, um so insgesamt mehr in den Fairen Handel zu verkaufen“, sagt er selbstbewusst.

Molina weiß um die Probleme, die in Europa herrschen. Die konjunkturelle Flaute ermuntert die Konsumenten nicht unbedingt dazu, die teureren fairen Produkte zu kaufen. Arbeitslosigkeit oder Angst um Arbeitsplatzverlust genauso wenig. „Aber wir versuchen durch gezielte Aktionen den Absatz zu vergrößern. Wir haben gute Kontakte und erfahren viel Unterstützung. Häufig machen wir Aktionen mit TransFair, auch mit den Weltläden und mit Tchibo.“ „Tchibo?“ frage ich erstaunt. Als ich kurz vor meiner Abreise bei der Pressestelle von Tchibo anrief, wusste dort niemand etwas von einem Engagement in Honduras.

10. Den ersten Multi im Kaffeesack: Tchibo

Mit dem Einstieg von Tchibo ist der erste große Kaffeeröster bei Molina und seinen Kooperativen vertreten. Dies ermöglicht neben den Erlösen eine zusätzliche Planungssicherheit, die enorm wichtig ist in dem schnelllebigen Geschäft mit dem Kaffee. Tchibo erklärte sich nach langen Verhandlungen bereit, den Kaffee von den Kooperativen zu kaufen und nicht mehr ausschließlich von den Kojoten. Allerdings bezieht Tchibo nicht den organischen Kaffee. Es ist Kaffee aus konventionellem Anbau, den die Kooperativen parallel zu organischem Kaffee anbauen. Immerhin ist damit ein erster, der schwierigste, Schritt getan.

Dieser sogenannte „café chimico“, also chemischer Kaffee, ist der, den die Konsumenten normalerweise in Bäckereien und Supermärkten kaufen. Neu ist nur, dass der Kaffee von den Kooperativen kommt und damit auch die Bauern, die organischen Kaffee anbauen, indirekt unterstützt.

Ausschlaggebend für den Zuschlag von Tchibo war die moderne Abfüllanlage, die die Kooperative COARENE in Siguatepeque betreibt. Denn Tchibo möchte Müll und zusätzliches Gewicht vermeiden und verzichtet daher auf das Abfüllen des Kaffees in Säcke. In den Ladeflächen der Lastkraftwagen wird einfach ein einziger riesiger Sack aufgehängt, in den der Kaffee durch ein Saugrohr gefüllt wird. Dank der neuen Abfüllanlage in Siguatepeque ist es den LKW möglich, direkt unter das Saugrohr zu fahren. Somit kann der LKW ohne das zusätzliche Verpacken in Säcke beladen werden.

Der Deal mit Tchibo hat einen weiteren entscheidenden Vorteil für die Kooperative. Denn da der Konzern auf den Kauf von organischem Kaffee verzichtet, bestand LIDER'S auf einer Gegenleistung ganz anderer Art. Tchibo hat zugesichert, soziale Einrichtungen in den Dörfern zu fördern. So kann medizinische Versorgung besser sichergestellt werden, auch Projekte zur Kinderbetreuung gibt es. Die Lebensqualität der Bauern in ihrem Dorf wird etwas angehoben. Vor allem die medizinische Versorgung ist ein Problem. Die Straßen sind in miserablen Zustand und nicht das gesamte Jahr über befahrbar. Bei einem akuten Notfall stehen die Überlebenschancen des Patienten sehr schlecht. Da kann eine, wenn auch notdürftige, Erstversorgung Menschenleben retten.

Für das Überleben der Kooperative ist allerdings nicht die soziale Einrichtung, sondern die größere Planungssicherheit das entscheidende Plus des Einstiegs von Tchibo. Langfristige Verträge, um den Bauern mehr Sicherheit zu garantieren, sind der Schlüssel zum Erfolg.

11. Die Powerfrau aus Quiraguira

Mit dem Pick-up geht es Richtung Kooperative. 50 Kilometer sind es, sagt man mir, und ich denke, „okay, dann sind wir ja in einer Stunde da.“ Was für ein Irrtum! Als Gast darf ich neben Olga, der Fahrerin, im Innenraum des Pick-ups Platz nehmen. Eigentlich würde ich gerne wie die beiden Praktikanten, die ebenfalls mit mir zu der Kooperative fahren, hinten auf der Ladefläche die Fahrt durch die Sonne genießen. Doch mir sollte noch schnell genug deutlich werden, was für ein Luxus der Beifahrersitz ist. Denn die Straße hinauf nach Quiraguira hat den Namen Straße beileibe nicht verdient. Für mich sieht sie aus wie ein trockenes Flussbett, das sich beim nächsten

Regenguss wieder in einen Bach verwandelt. Nach jedem Schlagloch höre ich die beiden Praktikanten, zwei einheimische Jungs von einem College, laut aufstöhnen. Ich beginne mich auf dem Beifahrersitz wohl zu fühlen. Die Fahrt geht durch eine atemberaubende Bergwelt. Ich hoffe, sie möge niemals zu Ende gehen.

Doch nach gut zwei Stunden ist sie zu Ende – wir sind da. Olga, die beliebte Fahrerin, stellt mich Tomasa Angelica Portillo vor. Sie wird den Tag mit mir verbringen, mir ihre Finca zeigen und mich in alles Wissenswerte rund um den Kaffee einweihen. Tomasa ist 50 Jahre alt, sie hat fünf Kinder und einiges zu erzählen. Ihr gesamtes Leben hat sie in diesem Bergdorf verbracht, seit 25 Jahren betreibt sie mit ihrem Mann die Finca. Im Jahr 1993, ein Jahr nach der Konferenz von Rio de Janeiro, an der 178 Staaten teilnahmen, die in Brasilien die Weichen für eine weltweite nachhaltige Entwicklung zu stellen versuchten, gründete sich in Quiraguira die Kooperative COAQUIL, der Tomasa sich sofort anschloss. Schon immer kämpfte sie für mehr Rechte und bessere Chancen für die Bauern. In der Kooperative sah sie endlich die Möglichkeit gekommen, der größten Armut zu entfliehen. „Wir alle sind sehr arm, die Armut ist leider weit verbreitet hier oben und egal welche Regierung an der Macht ist, sie tut nichts für die Bauern“, sagt sie.

Aber Tomasa tut etwas. Im kleinen Patio ihres Hauses hängt eine Tafel. „Hier bringe ich den älteren Frauen das Lesen und Schreiben bei. Wenn die Regierung schon nichts tut, dann müssen wir uns eben selbst helfen.“ Immerhin, alle ihre fünf Kinder im Alter von 12 – 23 Jahren besuchen oder besuchten die Schule. Die drei älteren studieren mittlerweile sogar in Tegucigalpa, bzw. in Siguatepeque. Tomasa ist eine ehrgeizige Frau. Wenn sie etwas macht, dann steht sie zu 100 % dahinter. Die Ausbildung ihrer Kinder liegt ihr besonders am Herzen. Sie tut alles dafür, dass ihre Kinder nicht ihr gesamtes Leben von der Hand in den Mund leben müssen.

Mit ihrem Mann betreibt sie eine klassische Subsistenzwirtschaft. Der Kaffee geht in den Export, aber Mais, Bohnen, Bananen, Kaninchen, Hühner und Honig werden auch zum eigenen Verzehr angebaut bzw. gezüchtet. COAQUIL ist eine der wenigen Kooperativen, die mehr Produkte als nur Kaffee vertreiben. Doch würde Tomasa die gesamte Ernte an die Kooperative geben, dann müssten sie und ihr Mann Hunger leiden. „Ich versuche so viel wie möglich zu verkaufen, aber wir müssen etwas für uns zurückbehalten. Wie sollen wir sonst an etwas zu essen kommen?“, fragt sie.

Die Kooperative ist eine gute Sache für Tomasa. Sie baut zu 100 % organischen Kaffee an, das heißt, sie benutzt weder Pestizide noch Insektizide. „Das bedeutet mehr Arbeit für mich“, sagt sie bei unserem Gang über die Finca, „aber es gibt gute Gründe dafür.“ Zuerst erklärt sie mir, warum organisch angebaute Kaffee ein Mehr an Arbeit bedeutet. „Kaffee ist eine

sensible Pflanze. Sie benötigt viel Schatten und ein gesundes Mikroklima. Wir brauchen also viel Kompost und eine Menge anderer Bäume, die den Kaffeesträuchern Schatten spenden. Deshalb haben wir Bananenbäume zwischen die „cafetales“ gepflanzt, auch Orangen- und Mirabellenbäume eignen sich gut. Andere Sträucher produzieren ein gutes Klima auf der Kaffeefarm. Da muss man sorgfältig aussuchen.“

Ich staune und frage mich, warum der konventionell angebaute Kaffee ohne diese Schattenspender auskommt. Bevor ich fragen kann, erhalte ich schon die Antwort: „Durch die chemische Behandlung ist der Kaffee natürlich widerstandsfähiger. Er kann ruhig der Sonne ausgesetzt sein. Dadurch werden die Sträucher sogar doppelt so hoch wie die im Schatten stehenden Pflanzen und tragen demnach auch doppelt so viele Bohnen. Auch die Ernte geht ohne die anderen Bäume auf der Finca schneller voran.“ Konventioneller Kaffee scheint mir auf den ersten Blick der bessere Deal zu sein. „Nein!“ entgegnet Tomasa, „der Boden laugt viel schneller aus, der organische Anbau ist der natürliche. Wir erhalten unsere Böden, außerdem ist der Kaffee nicht belastet. Das müsst ihr in Europa doch auch schmecken“, sagt sie und schaut mich durchdringend an. Sie kann nicht verstehen, dass die Konsumenten kritiklos kontaminierte Produkte kaufen.

Tomasa gehört zweifelsfrei zu den gebildeten Kaffeebauern. Viele einfache Produzenten können weder lesen noch schreiben. Sie investieren weniger in die Zukunft als vielmehr in das Hier und Jetzt. Und im Hier und Jetzt ist chemischer Kaffee eben die bessere Lösung. Doch Tomasa hat schnell erkannt, dass die langfristige Alternative im „café orgánico“ liegt. Zudem bietet ihr die Kooperative die Möglichkeit, auch Bananen, Mirabellen und Mais zu verkaufen. Die meisten Bauern, die konventionellen Kaffee anbauen, haben keine weiteren Produkte als den Kaffee zu bieten.

Ab und an verkauft Tomasa auf dem Markt in Siguatepeque Honig, Kaninchen und Hühner aus der eigenen Zucht. Sie lässt nichts unversucht, ein bisschen mehr Geld in die Kasse zu holen. Der Honig liegt ihr dabei besonders am Herzen. In nur 15 Tagen produzieren die Bienen zwischen 12 und 15 Kilogramm Honig. Auch der geht an die Kooperative und von da in den Fairen Handel. So umtriebiger die 50-Jährige auch ist, sie vergisst die soziale Komponente der Kooperative nicht. „Vor allem für die Frauen ist COAQUIL eine gute Sache. Viel mehr Frauen als früher trauen sich nun überhaupt mitzuarbeiten. Wenn wir mehr produzieren, lohnt sich das Ganze ja auch. Also packen die Frauen in der Landwirtschaft richtig mit an. Und das machen sie nicht schlecht.“

Wenn man sich Tomasa so anschaut, wird einem schnell klar, dass sie die Geschäftsfrau im Hause Portillo ist. Nicht umsonst besteige ich am Abend mit einer Flasche voll frischem Honig den Pick-up, der mich zurück nach La

Esperanza bringt. Dabei habe ich weder Bedarf noch Platz im Rucksack für einen Liter Honig. Ich habe erst sehr spät gemerkt, dass wir plötzlich mitten in einem Verkaufsgespräch waren. Frauen wie Tomasa sind enorm wichtig für die Kooperative. Zum einen stärken sie das Selbstvertrauen der anderen Frauen, zum anderen ist sie mit ihrer sprichwörtlichen Bauernschläue und ihrem Ideenreichtum ein Vorbild für die gesamte Kooperative.

Am Abend gibt sich die sonst so kämpferische und kritische Frau sogar ein bisschen versöhnlich. Auf meinen Hinweis, es gebe in Honduras ja in jedem kleinen Dorf eine Schule, sagt sie: „Ja, es ist vieles besser geworden in den vergangenen Jahren. Aus Deutschland haben die Kinder jede Menge Bücher bekommen. Gute Bücher. Alle Kinder gehen in die Schule. Bald werden wir hier oben sogar Elektrizität bekommen. Und wenn wir Telefon haben, dann rufst du uns mal an, verstanden?“ Ich habe verstanden. Niemals würde ich mich trauen, dieser Frau Widerworte zu geben. Fürs erste verspreche ich, aus Deutschland eine Postkarte zu senden. „Wieso nur eine?“, spritzt es aus ihr heraus. Typisch.

12. Die große Errungenschaft von COAQUIL

Ich vereinbare ein weiteres Treffen mit Tomasa, sie will mich mit Pedro Morales bekannt machen. Pedro ist Mitglied der Exekutive der Kooperative. Und er kennt sich am besten mit der großen Errungenschaft von COAQUIL aus: Der Secadora mit angeschlossener Trockenmaschine. Mit Geldern aus dem Fairen Handel und dem Verkauf weiterer Produkte wie Mais und Honig hat sich die Kooperative diese Anlage geleistet. Am Bau hat Pedro selbst mitgewirkt. Als wir über den Zaun klettern und zu der Abfüllmaschine gehen, huscht bereits ein erstes Lächeln über das Gesicht des sonst so wortkargen Bauern. Pedro taut plötzlich auf. Wie ein Oldtimer-Liebhaber einen alten Ford Tin Lizzy poliert, streicht er liebevoll über die neue Maschine. Er zeigt mir den Dieselmotor und blickt mich erwartungsfroh an. Als ausgemachter Technikleute habe ich nun leider überhaupt keine Ahnung, ob dieser Motor ob seiner grandiosen Leistung zu bewundern ist oder nicht.

Pedro nimmt meinen leicht verschämt ahnungslosen Blick wahr und beginnt zu erzählen. „Hier schütten wir die getrockneten Bohnen hinein und dieses Saugrohr, das von dem Dieselmotor betrieben wird, saugt die Bohnen aus dem Bottich. Am Ende des Rohrs müssen wir nur den Sack drunter halten. Wir können sogar einen kleinen LKW darunter fahren. Damit sparen wir enorm viel Zeit und Arbeitskraft“, sagt Pedro. Ich habe bereits gelernt, dass der Faktor Zeit bei der Kaffeeernte eine herausragende Rolle spielt. Die Bauern sind den ganzen Tag auf den Feldern. Dadurch haben sie kaum Zeit

für die Arbeit auf der Trockenanlage. Diese moderne Secadora nimmt den Bauern den größten Zeitdruck.

Das Herzstück einer solchen Anlage ist die Trockenmaschine. Für mich sieht sie aus wie ein Betonquader, doch für Pedro, den Mann mit dem wettergegerbten Gesicht und dem Cowboyhut, ist sie ein kleines Heiligtum. Die Bohnen werden in einen etwa 5 mal 5 Meter großen Würfel gekippt. Dank eines Motors ist es nun möglich, Luft in den Behälter zu pumpen. Doch nicht nur einfach Luft, sondern Luft in genau der Temperatur, die ideal ist für die Kaffeebohnen, um sie zu trocknen und dabei gleichzeitig ein besonderes Aroma zu entfalten. „Wenn wir diese Maschine anwerfen, dann duftet es wunderbar nach frischen Kaffeebohnen. Spätestens dann weiß jeder Bauer, wofür er diese harte Arbeit auf sich nimmt.“

Pedros Blick geht noch einmal herüber zur Secadora. Dann sagt er: „Das Beste an der Secadora ist, dass sogar die Kojoten zu uns kommen und die Anlage nutzen, weil sie unheimlich schnell und effektiv arbeitet und dabei Spitzenqualität produziert.“ So füllt sich die notorisch leere Kasse der Kooperative mit etwas Geld vom größten Konkurrenten: dem Kojoten. Denn die Zwischenhändler müssen natürlich für die Dienste an der Secadora bezahlen. Beim Verlassen des Geländes blickt Pedro noch einmal selbstzufrieden auf die Anlage. Ich glaube, er kann die nächste Erntezeit kaum mehr erwarten.

13. Beim Präsidenten von COAQUIL

Wie selbstverständlich fährt mich Pedro mit seinem Toyota-Pick-up nicht zu Tomasas Finca zurück, sondern zum Oberhaupt der Kooperative. Präsident Thomas Lorenzo wohnt hoch oben in den Bergen von Quiraguira, der Wagen kommt über den holprigen Weg kaum schneller als mit Schrittgeschwindigkeit voran. Dafür sind die Ausblicke auf die atemberaubende Bergwelt von Honduras einzigartig. Als wir schließlich beim Präsidenten ankommen, bin ich einigermaßen überrascht. Ich hatte ein etwas nobleres Haus erwartet. Aber Thomas ist ein einfacher Mann. Ein Vorhang ersetzt die Eingangstür, Thomas selbst liegt mit freiem Oberkörper in einer quer durch das einzige Zimmer des Hauses gespannten Hängematte und liest.

Ich erkläre ihm, warum ich in Honduras bin. Interessiert schaut er mich an, setzt sich aufrecht in die Hängematte, verscheucht zwei Gänse, die durch das Zimmer watscheln und fängt an zu erzählen: „Seit elf Jahren gibt es COAQUIL, mittlerweile haben sich knapp 100 Bauern angeschlossen. Das Beste an COAQUIL ist, dass wir nicht nur Kaffee verkaufen, sondern auch andere Produkte, die die Bauern normalerweise nur zum eigenen

Konsum anbauen. Dies hat eine gewisse Vorbildfunktion für die anderen Kooperativen.“ Aber wie viel Prozent des gesamten Volumens gehen denn nun in den Fairen Handel, will ich wissen. Thomas' Miene verfinstert sich etwas. „20 %“, sagt er, „das ist natürlich nicht viel, aber es ist immerhin schon etwas. Wir stehen ja erst am Anfang, auch andere Produkte fair zu handeln. Das ist ein langer Weg, den wir da beschreiten“, erklärt der Präsident.

Die Kooperative lebt vom Miteinander der Bauern. Hoch oben in den Bergen von Honduras gewinnt man schnell den Eindruck, dass ein großer Zusammenhalt unter den Bauern herrscht. „Unser Prunkstück ist natürlich die große Secadora, die Pedro dir gezeigt hat. Wir haben noch eine kleinere für café orgánico“, fährt Thomas fort. Eine Lagerhalle steht der Kooperative ebenfalls zur Verfügung. Und Maschinen? „Einige haben wir gekauft, andere haben die Bauern aus ihrer individuellen Landwirtschaft mitgebracht. Das zeigt, was für ein Zusammenhalt unter den Produzenten herrscht. Alles, was wir haben, das teilen wir auch.“

Thomas Lorenzo ist ein junger Mann, er ist gerade einmal Anfang 30 und schon Präsident einer Kooperative. Das ist zwar nicht ungewöhnlich, da die älteren Bauern meist nicht über die nötige Bildung verfügen. Doch er ist nicht unumstritten, gilt er doch als Intellektueller. Und solche Leute sind den Bauern zumeist suspekt. Er und seine Kooperative gehen einen neuen Weg, in dem sie nicht nur Kaffee, sondern weitere Produkte auf den Fairen Markt werfen. Etwas Neues ist den meisten Menschen am Anfang eher unangenehm. Dies gilt besonders für Bauern, deren gesamte Lebensweise sehr traditionell ist. Umstellungen und Neuerungen brauchen bei ihnen eben besonders lange. Aber wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Und Thomas Lorenzo hat gewagt. Hoffentlich gewinnt er auch.

14. Von einfachen Leuten und Tausendsassas

Kaffeebauer ist nicht gleich Kaffeebauer. Zwar verstehen sich alle auf das Anpflanzen und Pflegen von Kaffee, aber es gibt doch gewaltige Unterschiede unter ihnen. Ehrgeizige junge Bauern, die eine bessere Bildung und sehr konkrete Vorstellungen von ihrem Beruf und ihren Zukunftsperspektiven haben, treffen auf die älteren, etwas müde wirkenden Produzenten, die einfach deswegen Kaffee anbauen, weil sie ihr ganzes Leben nichts anderes gemacht haben. So wie Angel Augusto Rodríguez. Er habe sieben Kinder, sagt er, aber ganz sicher wirkt er nicht. Mit den Fingern zählt er langsam nach, dann blickt er in den Himmel und sagt schließlich: „Ja, sieben, stimmt.“ Seit 25 Jahren ist der 48-Jährige schon Kaffeebauer, seit acht Jahren beteiligt er sich an der Kooperative. Es dauert sehr lange, bis er auf Fragen eine

Antwort findet. Aber er versteht sich auf sein Geschäft. Vor sieben Jahren hat er mit dem Anbau von organischem Kaffee begonnen. Neben Kaffee pflanzt er noch Bohnen, Mais und Zuckerrohr an, außerdem hält er sich ein paar Schweine. Doch über die Kooperative verkauft er lediglich den Kaffee. Der Rest ist für den Eigenkonsum. Etwa 10 - 15 % seiner Ernte gehen in den Fairen Handel. Für einen Quintal, das sind 64,5 Kilogramm, organischen Kaffee bekommt Angel Augusto 141 US-Dollar. Für chemischen Kaffee, der nicht fair gehandelt wird, sind es nur 81 Dollar.

„Natürlich habe ich mehr Arbeit mit dem café orgánico“. Doch trotz der sechs Hektar Land, die er alleine bewirtschaften muss, wirkt Angel Augusto ganz entspannt. „Ich habe mehr Sicherheit mit der Kooperative. Aber das Beste ist, dass wir nicht mehr auf die Kojoten angewiesen sind“, sagt er. „Und dass wir mehr Kaffee verkaufen können“, fällt ihm Cornelio Dominguez Sánchez ins Wort. Auch er arbeitet mit der Kooperative. Schon immer lebt er in San Nicolas, seit 15 Jahren ist er Kaffeebauer – 12 Manzanas – das sind etwa 10 Hektar Land, bewirtschaftet er. Neben Kaffee baut auch Cornelio Bohnen und Mais an. Mehr braucht ein Hondureño nicht zum Leben – Bohnen, Mais und etwas Kaffee. Cornelio hat nur zwei Kinder, sie sind beide noch zu jung, um ihm bei der Arbeit zu helfen. Von November bis Januar ist Erntezeit, dem 43-Jährigen graut es jetzt schon wieder davor. „Da muss ich in der Dunkelheit anfangen zu pflücken und höre in der Dunkelheit wieder auf.“

Die Bauern von San Nicolas sind wortkarge und vorsichtige Menschen. Der Faire Handel ist für sie immer noch etwas Neues, sie verstehen die Zusammenhänge nicht. Es ist nicht selbstverständlich, dass sich diese Individualisten einer Kooperative angeschlossen haben. Normalerweise arbeiten die Bauern alleine. Die Idee eines Kollektivs muss sich bei den sehr traditionell denkenden Produzenten erst noch durchsetzen. Die meisten verstehen nichts von den Gesetzen des Handels, von Börsenkursen und von Weltläden.

Umso erstaunlicher ist, dass ein anderer Bauer, Felipe Sánchez Dominguez es vor acht Jahren gewagt hat, mit seiner Frau und seinen sieben Kindern nach San Nicolas zu ziehen, um sich der Kooperative anzuschließen. Er ist bereits 54 Jahre alt und von der Idee der Kooperative mehr als überzeugt. „Endlich brauchen wir die Kojoten nicht mehr. Wir haben guten Zusammenhalt unter den Bauern, das macht es leichter. Ich kann auch mehr Kaffee als früher verkaufen“, freut er sich. Doch sein Überschwang kennt auch Grenzen: „Wir haben zu wenige Fahrzeuge, müssten eigentlich viel mehr verkaufen. Die gesamte Organisation ist noch unausgereift“, sagt er. Neben ihm sitzt Isauro Dominguez Melgar, ein Mitglied der Exekutive von CARSBIL. Er saß die ganze Zeit auf einem Stein und hat uns zugehört. Als das Gespräch ins Stocken gerät, schaltet er sich ein: „Komm mit, ich zeige dir meine

Finca und was wir hier alles haben.“ Wir gehen los, seine Tochter hängt wie eine Klette an dem 34-Jährigen, der das klassische Bauern-Outfit – Hemd, Leinenhose und Cowboyhut – trägt.

Zuerst gehen wir zu einer „Institution“ des Dorfes, den 78-jährigen Miguel Gonzalez. Miguel ist so dünn, dass man fast durch ihn hindurchschauen kann. Aber zäh ist er. Jeden Tag arbeitet er mit der Ruhe eines fast 80-Jährigen auf dem Feld. Seine Frau, die mindestens dreimal so viel wiegt wie er, bringt mir ungefragt einen Kaffee. 13 Kinder haben die beiden und ihr Haus scheint mir der Treffpunkt des Dorfes zu sein. Ein einziges ein und aus geht hier vonstatten, ich werde allen vorgestellt, muss viele Hände schütteln. In der Tür stehen kichernde Teenager. Isauro sitzt mir lächelnd gegenüber, wartet geduldig, bis ich meinen Kaffee getrunken habe und bedeutet mir, dass wir nun gehen. Nach einer nahezu 10-minütigen Verabschiedungs-Zeremonie verlassen wir das Grundstück dieses Dorfpatrons. Bei Isauro geht es ruhiger zu. Ich werde seiner Frau vorgestellt, ein weiteres Kind freut sich, dass der Papa endlich kommt. „Jetzt zeige ich dir, wie meine Finca funktioniert“, sagt er und gibt mit einem Handzeichen zu verstehen, dass ich folgen soll. Zuerst gehen wir zu einem Schweinestall, in dem eine Sau sieben kleine Ferkel säugt. „Sie sind erst eine Woche alt, vielleicht verkaufe ich ein paar, sonst werden sie bald geschlachtet“, sagt er. „Aber ich habe auch Fische“. Tatsächlich hat Isauro sich in seinem Garten einen Fischteich angelegt. Eine Menge kleiner Fische schwimmt darin. Prunkstück seiner Sammlung aber sind die Regenwürmer. Diese hat Isauro extra aus Kalifornien einschiffen lassen. Sie sind besonders effektiv bei der Herstellung von Kompost. Und weil Isauro zu 100 % organischen Kaffee anbaut, benötigt er eine Menge Kompost. Sein Komposthaufen ist in der Tat immens und es wimmelt darin von den kalifornischen Würmern. „Ich kann gar nicht genug Kompost haben. Die Würmer sind dabei unersetzlich“, meint Isauro.

Seine cafetales liegen an einem schönen Hang und sind durchsetzt mit Bananenbäumen und Sträuchern, die wichtig für das Mikroklima am Hang sind. Der Boden ist weich, Isauro hat erst kürzlich Kompost ausgestreut. 40 % seines Kaffees werden fair gehandelt, das ist sehr viel. Neun Quintales hat er letztes Jahr geerntet, knapp 600 Kilogramm Kaffee. Dafür hat er nicht einmal 1.100 Dollar erhalten. 1.100 Dollar für ein Jahr Arbeit! Da wird einem schnell bewusst, dass Isauro, um seine Familie zu ernähren, zusätzlich für den Eigenkonsum produzieren muss. Seit er Mitglied der Exekutive geworden ist, ist einiges leichter für ihn. Einmal wöchentlich fährt er mit dem Pick-up der Kooperative nach La Esperanza, um dort Mitglieder der anderen Kooperativen zu treffen. In der Stadt kann er einkaufen und Besorgungen erledigen, ein echtes Privileg.

Isauro engagiert sich sehr für seine Aufgaben in der Kooperative. Er versucht, die Vorgänge auf dem Weltmarkt und an der Börse zu verstehen, er liest viel. Zudem weiß er um die Probleme der Kooperative. Nur weiß auch er leider keine Lösung. „Wir verkaufen zu wenig. Wir haben zu wenig Geld, um den Bauern einen Fixpreis für ihren Kaffee zu garantieren. Die Preise für den Kaffee müssen einfach wieder steigen“, fordert er. Danach sieht es derzeit leider überhaupt nicht aus. Von Jahr zu Jahr wird mehr Kaffee produziert, der Kaffeeberg wächst und wächst. So sind den Bauern die Hände gebunden. Sie wollen mehr verkaufen, also produzieren sie mehr und verschlimmern die Situation damit noch.

Deshalb sucht Isauro nach anderen Möglichkeiten, das Leben der Bauern ein wenig erträglicher zu machen. Mit den Erlösen der Kooperative soll ein Gesundheitszentrum in San Nicolas entstehen. Das wäre ein weiterer kleiner Mosaikstein auf dem langen Weg von CARSBIL. Derzeit erhält die Frauengruppe im Dorf eine kleine Ausbildung zur Arzthelferin. Die Kooperative versucht so gut es geht, sich selbst zu helfen. Es sind nur kleine Schritte, die sie gehen, aber sie haben Ideen. So lange ihnen der Mut nicht ausgeht, werden die Bauern von San Nicolas weiter an den kleinen Verbesserungen des täglichen Lebens feilen. Vielleicht geschieht ja auch das Wunder und der Kaffeepreis zieht wieder an.

15. Private Initiativen – ICADE und die Rainforest Alliance

Der offizielle Weg einer Kooperative des Fairen Handels ist der über den Weltdachverband FLO, Fairtrade Labelling Organisation. Bekommt eine Kaffee-Kooperative ihr Siegel von FLO oder einer anderen an FLO angeschlossenen Initiative, dann erhält sie damit alle Rechte und Pflichten, die mit einer Mitgliedschaft verbunden sind. Sie darf ihre Produkte fair gehandelt nennen und sie nach den an der Börse gehandelten Preisen verkaufen. Allerdings muss die Kooperative natürlich auch nach den Prinzipien des Fairen Handels arbeiten.

Es gibt aber auch private Initiativen, die es sich auf ihre Fahnen geschrieben haben, das Leben der Bauern zu verbessern, und dabei auch die Ressourcen zu schonen. Eine solche Initiative ist die Rainforest-Alliance, die sich für nachhaltigen Anbau einsetzt, der hohen sozialen und umweltschutztechnischen Standards entspricht.

Von wahrer Nachhaltigkeit spricht Leonidas Avila, ein freundlicher, aber durchaus auch skeptischer Mann. Ich besuche ihn in seinem Büro in Tegucigalpa. Nach der üblichen überschwänglichen honduranischen Begrüßung sehe ich mich einer geballten Ladung Fragen ausgesetzt. Sollte

es nicht anders herum sein? Ich bin doch gekommen, um Fragen zu stellen. „Was ist das für eine Stiftung? Wie soll die Reportage aussehen? Wie viele Seiten werden es? Warum kommen Sie damit zu uns? Wo wird sie veröffentlicht?“ Ich frage mich, ob Señor Avila vor etwas Angst hat. Nachdem ich die Fragestunde ruhig hinter mich gebracht habe, bin ich nun endlich an der Reihe. Avila erzählt mir etwas über die Rainforest Alliance und etwas mehr über ICADE, das Instituto para la Cooperacion Autodesarollo. Dieser Initiative steht Avila als Präsident vor. Doch sobald die Fragen ins Detail gehen, fehlt ihm die Basis. Er ist eben der Präsident. Mit den Tätigkeiten der Bauern setzt er sich offenbar nicht allzu sehr auseinander. Er verweist mich aber an „meinen Mann“, wie er sagt. „Der kann Ihnen alle Fragen beantworten“, sagt er, hebt den Telefonhörer ab und ruft Alfredo Torres an, der etwa 100 Kilometer entfernt ein Kaffee-Projekt leitet. Das Gespräch dauert nur eine Minute, Señor Presidente spricht so schnell, dass ich kein Wort verstehe. Dann legt er auf, schaut mich an und spricht wieder halb so schnell wie kurz zuvor. „Können Sie morgen in Danli sein? Señor Torres erwartet Sie. Er wird Ihnen Rede und Antwort stehen.“ „Klar“, sage ich und bedanke mich und finde mich keine zehn Sekunden später auf der Straße wieder. Señor Avila scheint ein viel beschäftigter Mann zu sein.

Danli ist nur knappe zwei Stunden mit dem Autobus von der Hauptstadt entfernt. Ein aufstrebendes kleines Städtchen kurz vor der Grenze nach Nicaragua im Süden von Honduras. Schuhe und Stoffe werden hier vor allem hergestellt, ich aber bin wegen des Kaffees hier. Jose Alfredo Torres ist ein freundlicher Mann, der weiß, was er sagt. Keine Frage, auf die er nicht eine Antwort wüsste. In seinem Büro steht ein Laptop, eine Sekretärin bringt Unterlagen herein, an der Wand hängt eine Karte von Honduras, auf der auch der noch so kleinste Flecken des Landes eingezeichnet ist. Man hat nicht den Eindruck, in einer abgelegenen Gegend der Dritten Welt zu sein.

An Torres' Seite sitzt Isidro Ucles. Er ist für die Vergabe der „Sellos“, der Siegel zuständig. „Jedes Jahr werden die Bauern überprüft, ob sie noch nach den Kriterien des ICADE arbeiten“, sagt Ucles. ICADE ist ein Netz. Eine Koalition verschiedener Einrichtungen, Institutionen und Unternehmen. „1990 hatten acht Honduraner die Idee, die Bauern nach vorne zu bringen und dabei gleichzeitig die Umwelt zu schonen. Wir brauchten Entwicklung und das war ein Weg dazu“, erklärt Torres. Jeder Bauer kann sich ICADE anschließen, er muss beim Anbau seines Kaffees nur die Kriterien erfüllen. Das bedeutet, er muss ohne Pestizide und Insektizide auskommen. Das macht die Produktion zwar teurer, doch dafür erhalten die Bauern einen höheren Preis für ihr Produkt.

„Es gibt einzelne Kleinbauern, die sich uns angeschlossen haben, aber die meisten tun sich zusammen, um ihre Kosten bei der Produktion minimieren zu können.“ Mittlerweile gehören schon etwa 500 Bauern der Initiative an. „Es werden ständig mehr“, ergänzt Ucles. Dabei sind es nicht allein Kaffeebauern, die sich beteiligen. Auch Bananen, Blumen, Farn, Kakao und Zuckerrohr werden zertifiziert. Nach Deutschland werden bisher kaum Produkte exportiert, die der Kunde am Siegel der Rainforest-Alliance erkennen kann. „Die Schweiz, Japan und Großbritannien sind unsere Hauptabnehmer“, so Torres. „Aber auch in Deutschland läuft es langsam besser“, fügt er hinzu.

Einige deutsche Unternehmen sind an der Rainforest-Alliance beteiligt, zum Beispiel Kraft. Der zu diesem Lebensmittel-Multi gehörende Kaffee-Röster ist Jakobs. Auch Tchibo ist vertreten. „Aber ist denn ICADE nun wirklich dem Fairen Handel zugehörig?“, will ich wissen. „Wir sind privat, also nicht von FLO zertifiziert. Aber die Rainforest-Alliance wird in Mittelamerika von der FLO repräsentiert.“ Ich verstehe nicht, schicke Torres einen fragenden Blick. Dann fügt er hinzu: „Sie werden keinen Bauern finden, der wieder wie früher arbeiten will. Allen geht es heute besser.“

Es geht also nicht nur um die Vergabe eines Siegels, sondern um die Sache. Wenn Unternehmen sich engagieren und die Lebenssituation der Produzenten zu verbessern versuchen, dann ist das ein Fortschritt. Die Botschaft an uns, den Konsumenten, ist, dass es nicht unbedingt ein Siegel des Fairen Handels braucht, um Produzenten in Dritte-Welt-Staaten zu unterstützen. Auch private Initiativen können ihren Beitrag dazu leisten. ICADE ist eine gute Sache, auch wenn sie nicht ganz leicht zu durchschauen ist. Denn die Initiative bemüht sich, den Produzenten und nicht das Produkt in den Vordergrund zu stellen. Den Bauern soll durch den organischen Anbau der schonende und bewusste Umgang mit der Natur beigebracht werden. Darin liegt die Zukunft der Landwirtschaft. Es ist wieder einmal das alte Zauberwort der Nachhaltigkeit, das hier bemüht werden muss.

16. Fazit:

„Geht es den Bauern denn nun besser als früher oder nicht?“ Das ist meist die erste Frage, die mir gestellt wird, wenn ich jemandem von meinem Projekt erzähle. Eine Antwort darauf ist nicht leicht zu finden. Mit ja oder nein jedenfalls lässt sie sich nicht beantworten. Die Bauern selbst betonen, dass sie mehr Sicherheit durch die Kooperativen gewonnen haben. Es liegt auf der Hand, was sie damit meinen. Sie haben endlich Mitstreiter und sie haben in der Kooperative einen Verbündeten, der sich für alle Belange der

Bauern einsetzt. Dies geht weit über das Finanzielle hinaus und genau das ist das Wichtige daran. Die Kooperative arbeitet am sozialen Zusammenleben, Frauen werden in die Arbeit mit einbezogen und, das ist neu, auch bezahlt. Probleme werden gemeinsam gelöst, soziale Einrichtungen geschaffen. Dies alles hat relativ wenig mit Geld zu tun, aber genau das ist die Sicherheit, von der die Produzenten sprechen. Natürlich betrifft sie auch das Finanzielle. Kooperativen ermöglichen Kleinkredite für die Bauern, damit diese sich nicht bei den Banken verschulden müssen. Kooperativen versuchen, den Bauern Fixpreise für ihre Produkte zu garantieren. Und Kooperativen versuchen, die Lebensqualität der Bauern im Allgemeinen ein wenig anzuheben. Leider ist dies nicht immer möglich, da viele Kooperativen zu geringe Einnahmen haben und teilweise selbst bei den Banken in der Kreide stehen.

So bleibt es oft nur beim ehrenwerten Versuch. Dies ist neben den genannten Problemen in erster Linie auf den kläglichen Kaffeepreis auf dem Weltmarkt zurückzuführen. Die Bauern können mit den Erlösen kaum die Produktionskosten decken, ein Ende der Talfahrt ist bei weitem nicht in Sicht – es wird einfach zu viel Kaffee produziert. Oder andersherum: Es gibt ein Defizit an Kaffeetrinkern. In zweiter Linie tragen wir Europäer, oder besser gesagt, die Einwohner der Triadenmärkte Japan, Nordamerika und Europa eine Teilschuld. Wenn wir nur jedes 5. Mal ein Pfund fair gehandelten Kaffee kaufen würden, wäre den Bauern schon sehr geholfen.

Allerdings machen es sich die Verantwortlichen in den Produktionsländern zu leicht, wenn sie sagen, die Europäer müssen mehr fair gehandelte Waren kaufen. Zu wenig legen sie Wert auf den eigenen Markt. Auch in Honduras gibt es ein Interesse an einheimischen Waren und es gibt eine Bevölkerungsschicht, die durchaus in der Lage ist, ein etwas teureres Pfund Kaffee zu erstehen. Zudem muss ohnehin am Umweltbewusstsein der Hondureños gearbeitet werden. Eine Aufklärungskampagne tut Not, liegt hier doch noch einiges im Argen. Es ist nur logisch, auch den lokalen Markt mit einzubeziehen. Die Transportkosten sind geringer, die Produkte frischer. Dies ist auch dem Deutschen Entwicklungsdienst bewusst: „Wir arbeiten gerade daran, einmal im Monat einen Biomarkt in Tegucigalpa einzuführen. Später soll der Markt dann einmal wöchentlich stattfinden“, sagt Jan Rogge, der Landeskoordinator des DED in Honduras. „Die Gespräche mit dem Bürgermeister sind weit fortgeschritten, wir haben in der Vergangenheit viel zu wenig Wert auf den lokalen Markt gelegt.“

Von alldem verstehen die Bauern natürlich sehr wenig. Sie sind das erste, aber auch das schwächste Glied der Kette. Die großen Kaffeeröster verdienen ihr Geld, im Falle einer Krise leidet als erstes stets der Produzent. Allerdings gibt sich mit Felipe Nery Sánchez der Präsident der Kooperative CARSBIL selbstkritisch: „Den Bauern fehlen Visionen“, sagt er. „Sie sind

teilweise lethargisch, zu unflexibel. Es sind eben einfache Leute.“ Es ist also Aufgabe der Kooperativen, aus den einfachen Leuten wissende Leute zu machen. Das ist leichter gesagt als getan, das Bildungssystem von Honduras kann auch eine Kooperative nicht verändern. Aber sie kann an der Einstellung der Menschen arbeiten. In Mittelamerika ist die „Mañana-Einstellung“ leider weit verbreitet. Das macht die Menschen dort zwar sehr sympathisch, es ist aber wenig vorteilhaft für die Wirtschaft des Landes. Es kann schon einmal vorkommen, dass man im Restaurant nicht bedient wird, einfach weil niemand Lust hat, von seinem Stuhl aufzustehen. Die Produzenten haben einen harten Job, das ist unbestritten. Aber ihr Ehrgeiz, etwas mehr oder etwas anderes als der Nachbar zu können, den findet man doch nur sehr selten bei den Bauern. Das ist das, was Nery Sánchez meint, wenn er sagt, es fehlten Visionen. Den Bauern fehlt ein Funke Kreativität, etwas Esprit und vielleicht auch Wagemut. Womöglich ist erst die nächste Generation von Bauern, eine besser gebildete, dazu in der Lage, aus eigener Kraft die Lebensqualität zu verbessern.

Die Idee der Kooperative ist gut. Sie hat die Bauern aus ihrer Isolation geholt. Nach schwierigen Jahren am Anfang häufen sich nun die Erfolgsmeldungen. Ein Meilenstein für Honduras ist der Einstieg von Tchibo bei José Ramón Molinas Kooperativen-Zusammenschluss LIDER‘S. Nicht unwichtig sind auch die privaten Initiativen. Jedes Engagement im Sinne der Bauern ist von großer Wichtigkeit.

Es ist noch ein weiter Weg für die Kooperativen im Hochland. Aber sie haben schon einiges erreicht. Ich habe in ganz Zentralamerika keinen Reisenden getroffen, dem die Begriffe „Fairer Handel“ oder „café orgánico“ nicht geläufig waren. Eine Marke wie Coca-Cola wird der organische Kaffee sicher nie werden. Aber wenn sowohl die Bauern ihren Teil dazu beitragen, nämlich etwas mehr Eigeninitiative und unbedingten Willen zu zeigen, und wir Europäer etwas bewusster einkaufen, dann steuern wir alle in eine bessere Zukunft. Der Dank der liebenswerten Bauern im honduranischen Hochland ist uns jedenfalls sicher.

17. Dank:

Danken möchte auch ich und zwar vor allem: José Ramón Molina, Claudia Brück, Christine Stark, Philips, Ska-P, Ute Maria Kilian, Jan Rogge, Olga, Tomasa Ángelica Portillo, Pablo Morales, Isauro Dominguez Melgar, Tom Taylor, Andre Urech, Melba Gutierrez Dias, Port Royal und Salvavida.